

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27317-9

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Nicholas Searle ist in Cornwall aufgewachsen und studierte Sprachen in Bath und Göttingen. Er machte Karriere im Öffentlichen Dienst, erst in seiner Heimat, dann in Neuseeland. 2011 kehrte Searle nach England zurück, nahm seinen Abschied vom Staatsdienst und begann zu schreiben. Sein Debütroman «Das alte Böse» wurde von der Kritik international gefeiert, er wurde mit Helen Mirren und Ian McKellen verfilmt. Der Autor lebt mit seiner Frau in Yorkshire.

«Das alte Böse» war ein exzellenter Thriller, aber dieses Buch liest sich persönlicher. Es ist noch besser.» (Sunday Express)

«Dem Iren Nicholas Searle ist ein böser, extrem spannender Polit-Thriller gelungen, der ganz cool und lässig daherkommt und viel über die Mentalität der Nordiren aussagt.» (Weltwoche)

«In seiner Subtilität erinnert das an John le Carrés «Eine kleine Stadt in Deutschland», wo es auch um die emotionalen Verwerfungen in den Herzen derer geht, die im Schatten des Verrats tätig sind. Höchstes Lob.» (Daily Mirror)

«Toller Autor, starkes Buch - ein Krimi mit viel Substanz.» (WDR 2 Krimtipps)

«Searle wechselt versiert die Perspektiven. So lässt sich die verfahrenere Konstellation verstehen, ohne dass man die einzelnen Taten deshalb billigen müsste. Es ist ein Blick in eine Welt, in der Loyalität einem Würgegriff gleichen und Verrat zum Akt der Vernunft und Befreiung werden kann.» (Frankfurter Allgemeine Zeitung)

«Searles Antiheld kann nicht anders als Verrat und Gewalt in die Welt zu bringen, und sein Dilemma hat eine moralische Botschaft: Selbst der härteste Mann ist verletzlich durch die Liebe.» (Observer)

NICHOLAS SEARLE

VERRAT

THRILLER

Aus dem Englischen von
Jan Schönherr

ROWOHLT TASCHENBUCH VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
«A Traitor in the Family» bei Viking,
Penguin Random House, London.

Deutsche Erstausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Hamburg bei Reinbek, April 2019

Copyright © 2018 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

«A Traitor in the Family» Copyright

© 2017 by NJS Creative Limited

Redaktion Werner Irro

Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt

Umschlagabbildung Alex Bonney / arcangel

Satz Dante MT PostScript, In Design,

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 499 27317 9

1989

1

Während ihr Gatte sich anschickte, einen jungen Mann zu ermorden, dem er nie zuvor begegnet war, packte Bridget O'Neill die letzten Taschen für das Weihnachtsfest bei ihren Schwiegereltern.

Die Mince-Pies im Ofen, ihr Beitrag zum Festschmaus, machten ihr Sorgen. Bridgets Schwiegermutter war eine resolute Person, die schnell die Stacheln aufstellte. Grundsätzlich waren Bridgets Mince-Pies nicht so übel. Nie aus Blätter-, sondern stets aus süßem Mürbeteig gemacht und prall von Bridgets selbstgemachter Füllung. Nachdem Bridget jahrelang etwas gesucht hatte, das ihr keine schiefen Blicke und gehässigen Kommentare einbrachte, waren die Küchlein nun beinahe versehentlich so etwas wie Tradition geworden.

Marie O'Neill gab Heiligabend in der Küche stets die Märtyrerin. Sie seufzte geräuschvoll - und tat das gleich noch einmal etwas lauter, wenn sie fürchten musste, man habe sie im Wohnzimmer überhört - und zeigte sich von Zeit zu Zeit mit gerötetem Gesicht und auf der Stirn verklebtem grauem Haar. Das Weihnachtsessen fand bei den O'Neills immer schon an Heiligabend statt, um den nächsten Tag zum Feiern freizuhalten.

Dennoch war Marie O'Neill im Gegensatz zu Bridget alles andere als häuslich. Sie war mit den Entbehrungen des Zweiten Weltkriegs aufgewachsen und hatte auch danach noch schwere Zeiten überstehen müssen; vor wie nach ihrer Heirat hatte sie sich politisch engagiert. Die O'Neills waren eine hartgesottene Familie und Marie eine taffe Frau. Dass Bridget ihr keine Enkel schenkte, schien sie nicht im mindesten zu kümmern. Vor drei Jahren hatte sie ihren Erstgeborenen an die finsternen Mächte Englands verloren, als er in County Tyrone in einen Hinterhalt der SAS geraten und umgekommen war. Wenigstens in Bridgets Ge-

genwart ließ sie sich jedoch nie auch nur den geringsten Schmerz anmerken. Zäh war sie, kein Zweifel, und wachsam wie ein Luchs.

Während Bridget die Kohlen für die Nacht schaufelte, linste sie immer wieder besorgt zum Ofen. Morgen früh würde sie zu Fuß ins Dorf gehen, um von dort den Bus nach Dundalk zu nehmen. Dafür musste sie um halb sechs aufstehen, da Francis niemals dulden würde, dass sie zu spät zum Treffpunkt käme. Das war weiter nicht schlimm, denn Bridget schlief nur selten gut und saß um diese Zeit oft schon mit einer Tasse Tee in der Küche.

Schließlich klappte sie den Ofen auf. Die Pies sahen ganz ordentlich aus. Den goldbraunen Glanz bekam man mit Mürbeteig zwar nie hin, doch darüber tröstete die krümelig-buttrige Konsistenz hinweg. Die Deckel wölbten sich, ohne dass die Füllung unansehnlich braun über die Ränder triefte. Noch ein paar Minuten auskühlen, dann würde Bridget sie in Backpapier wickeln und in eine Tupperdose packen. Nicht ideal – sie könnten noch etwas mehr Luft vertragen –, aber es ging nicht anders. Es war schon spät, und morgen musste es schnell gehen.

Schmalzige Weihnachtslieder plärrten aus dem Radio, als sie sich dem Stadtrand von Calais näherten, unterbrochen vom eigentümlichen Schnellfeuer-Enthusiasmus der französischen Moderatoren. Thema der Stunde war das erste Weihnachtsfest der beiden Deutschlands seit dem Fall der Mauer. Später gäbe es womöglich anderes zu berichten.

Ein guter Fahrer, dieser John Boy. Umsichtig. Er hielt sicheren Abstand zu den roten Heckleuchten vor ihnen, obwohl andere Fahrer, die es um diese Zeit schon furchtbar eilig hatten, ständig überholten und sich dazwischendrängelten. Geduldig ging John Boy ein ums andere Mal vom Gas und ließ die Lücke wieder größer werden. Pausenlos geschah das, doch John Boy konzentrierte sich unbeirrt auf

die Straße. Zu Hause war er Fahrlehrer, und nach den Feiertagen würde er wieder mit derselben Geduld neben jungen Schülern sitzen, die seinen Austin Maestro abwürgten.

Deutschland hatte keine Überraschungen geboten. In aller Ruhe hatten sie den Stützpunkt Rheindahlen ausgespäht, mit dem in Essen gestohlenen Auto. Noch so eins von John Boys Talenten. Auch Brian wusste sich nützlich zu machen. Dank seiner deutschen Mutter war er zweisprachig, sodass er das Reden übernahm. Gute Nerven hatte er obendrein. Obwohl dies sein erster richtiger Einsatz war, bewahrte er ruhig Blut. Francis hatte ihn weit weniger an der Hand nehmen müssen als erwartet.

Vom Stützpunkt hatten sie genaue Pläne gezeichnet und sorgfältig auf Millimeterpapier übertragen, mit veränderter Beschriftung. Aus der Offiziersmesse wurde das Maschinenhaus, aus dem Paradeplatz der Musterungsplatz und so weiter. Alles passte zu ihrer von einem staatlich geprüften Vermesser aus Dublin gedeckten Tarngeschichte. Heute, an Heiligabend, hätte die allerdings ohnehin niemand überprüfen können, denn das Büro des Vermessers war geschlossen. Eine gute Übung war es allemal.

Mit Hilfe seiner Sprachkenntnisse und seines jugendlichen Charmes hatte Brian ein Häuschen im Taunus aufgetan, das sie ganz nach Bedarf mieten konnten. Ohne Papierkram, bar auf die Hand. Ein Glücksfall, meinte Brian, wurde Bürokratie in Deutschland doch gewöhnlich groß geschrieben. Entdeckt hatte er das Haus in den Kleinanzeigen einer Frankfurter Lokalzeitung. Der Besitzer hatte es von seinem Vater geerbt und war besorgt wegen der Steuer. Sie einigten sich, dass Brian im neuen Jahr anrufen sollte, sobald seine Pläne zur Vogelbeobachtung festere Gestalt annähmen. Von den britischen Stützpunkten war das Haus genau richtig entfernt. Die drei konnten sich zurückziehen und ausruhen, dank der Autobahnen aber auch im Nu ihre Ziele erreichen.

Sie stellten den deutschen Opel in Nimwegen ab und fanden rasch einen großen, unauffälligen Ford, der ihren Zwecken genügte. Damit fuhren sie zum Hafen von Calais.

Es war zwanzig vor fünf und noch immer stockfinster. Perfekt, dachte Francis, da kommen die Streber, die früh zu Hause sein wollen. Sie näherten sich dem Wartebereich zur Einschiffung, und John Boy parkte in der Nähe der Zufahrt lässig rückwärts ein. Außer ihnen war kaum jemand da. Während der Motor tickend abkühlte, stieg in Francis die Spannung. In allen dreien. Konzentriert spähten sie in die Finsternis, als hielten sie Ausschau nach Sinn, nicht nach Bedrohungen. Francis kurbelte das Fenster herunter und ließ den Blick über den nassen Asphalt schweifen. Flutlicht erhellte die Hauptzufahrt bei den Zoll- und Tickethäuschen, die bald für die 6.30-Uhr-Fähre öffnen würden. Weiter hinten rollten Lastwagen mit heulenden Motoren aufs Schiff.

In der Nähe hörte Francis englische Stimmen. Die Leute aus drei Autos standen beisammen und ließen eine Thermosflasche herumgehen. Kinder rannten aufgereggt im Kreis und in Achtern um die Autos und die Erwachsenen. «Schaut auf die Straße», rief einer der Väter. Doch die Gefahr war gering. Vielleicht neun Autos verteilten sich über die riesige Fläche, einschließlich dem von Francis, John Boy und Brian.

Ein kleiner Nissan fuhr auf den Parkplatz und hielt ein Stück von den anderen Fahrzeugen entfernt. Das Lenkrad war rechts, das Nummernschild exakt, wonach sie suchten. Drei Buchstaben, zwei Ziffern, hinten ein B. Britische Streitkräfte in Deutschland.

Der Fahrer stieg aus und streckte sich. Auf der Beifahrerseite klappte seine Frau den Sitz vor und angelte ein in einen leuchtend blauen Schneeanzug gepacktes Baby vom Rücksitz. Vielleicht ein Jahr alt, dachte Francis. Der Mann ließ auf seiner Seite ein mürrisches kleines Mädchen aus-

steigen. «Daddy, ich hab Hunger», quengelte die Kleine. Vermutlich etwa vier.

Auf dem Rücksitz seufzte Brian.

Francis drehte sich zu ihm um. «Alles okay?»

«Ja», antwortete Brian leise, angespannt und mit blitzenden Augen.

Francis nickte John Boy zu, worauf der den Motor anließ. Gleichzeitig stiegen Francis und Brian aus dem Wagen und schlossen leise die Türen. Sie blickten sich um. Offenbar hatte niemand sie bemerkt. Sie nickten einander zu und zogen die Sturmhauben übers Gesicht.

Gemächlich, Brian einen Schritt hinter Francis, näherten sie sich der Familie mit dem Nissan. Francis konzentrierte sich voll auf sie; Brian sollte sich umsehen und Francis vor möglichem Ärger warnen. Der junge Soldat sah asiatisch aus. Für Francis machte das keinen Unterschied.

Das Mädchen bemerkte ihn als Erste. Aus großen braunen Augen blickte sie ihn an. Obwohl sein Gesicht unter der Sturmhaube verborgen war, setzte Francis unwillkürlich ein beruhigendes Lächeln auf. Er hielt die Pistole in der Hand, spürte, wie Brian sich umdrehte, um nach hinten zu sichern, genau, wie sie es geübt hatten.

Es lief völlig undramatisch ab. Francis schob das Mädchen brüsk beiseite, schritt auf den Soldaten zu und setzte ihm, noch ehe er reagieren konnte, die Mündung an die Schläfe. Er drückte ab, hörte den üblichen, stets etwas enttäuschenden, trockenen Knall. Im Freien war das immer so. In geschlossenen Räumen klang es ganz anders. Den Rückschlag allerdings, den spürte er, wie er durch die angespannte Hand jagte, entlang des gestreckten Arms über Schulter und Hals ins Hirn – ein Hochgefühl, von dem ihm die Augen blitzten. Aus der anderen Seite des Soldatenkopfs spritzten wie erwartet Hirnmasse und Blut, dann sackte der Mann zusammen. Erledigt.

Francis blickte zu der Frau mit dem Baby. Sie starrte ihn mit offenem Mund an, und er bemerkte ihr schmutzig blondes Haar. Er zuckte die Achseln, was eher Machtlosigkeit als Gleichmut ausdrücken sollte.

Bei den anderen Autos war Tumult ausgebrochen. Ein paar Männer rannten auf sie zu. Doch da war schon der Ford, und Francis und Brian stiegen in aller Seelenruhe ein. John Boy fuhr an, schnell, aber nicht hektisch. Die Uhr auf dem Armaturenbrett zeigte kurz vor fünf.

Den Weg zur Autobahn hatten sie vorher ausgekundschaftet. Keine vier Minuten später waren sie auf der A26 nach Südosten unterwegs.

Brian wiederholte unablässig: «Scheiße, scheiße, scheiße, scheiße.» Langsam wurde das lästig.

«Alles okay, Bri?», fragte Francis.

«Scheiße», kam die Antwort.

John Boy warf einen Blick in den Rückspiegel, sagte jedoch nichts. Er fuhr einfach gelassen weiter, hatte nur Augen für die Straße.

«Das erste Mal ist immer am schwersten», sagte Francis. «Müssen jetzt die Köpfe unten halten.»

«Hab's mir nicht so vorgestellt. Scheiße.»

«Tut keiner. Ist immer ein Schock. Du kommst drüber weg. Wir müssen uns an den Plan halten. Kriegst du das hin?»

«Glaub schon», sagte Brian.

«Wenn nicht, sag's lieber gleich.» Francis und John Boy hofften, derartige Komplikationen blieben ihnen erspart.

«Doch, wird schon», versicherte Brian.

«Gut. Keine Sorge. Ist ganz normal. Nimmt dir keiner übel.»

Zwei Stunden lang sprachen sie kaum ein Wort, nur das Autoradio lief. Als die Nachrichten zum ersten Mal etwas darüber brachten, waren sie schon fast am Bahnhof Villepinte.

Dort angekommen, zogen Francis und John Boy ihre Overalls und Stiefel aus, packten sie in den Koffer auf dem Rücksitz zu den bereits darin verstauten Sturmhauben, Waffen und Handschuhen und schlüpfen in normale Schuhe. Brian hielt unterdessen Ausschau nach neugierigen Passanten.

Francis zog die Krawatte zurecht und kämmte sich, prüfte, ob er Pass, Geldbeutel und Ticket auch wirklich eingesteckt hatte. Dann nickte er Brian zum Abschied zu und betrat mit John Boy den Bahnhof. Brian würde das Auto zu der vorher ausgewählten abgelegenen Lichtung bei Eindhoven bringen, den Innenraum mit Benzin aus dem Kanister hinterm Vordersitz begießen und es in Brand stecken. Dann würde er knapp drei Kilometer zu Fuß zum nächsten Bahnhof gehen, den Elf-Uhr-Zug nach Düsseldorf nehmen und dort problemlos seinen Anschlusszug nach Stuttgart erwischen. Weihnachten würde er auf dem Bauernhof seiner deutschen Großeltern verbringen, wo er außerdem die Klamotten verbrennen und die beiden Pistolen verstecken sollte.

Francis und John Boy spazierten in den Bahnhof und kauften am Automaten Tickets zum Flughafen Charles de Gaulle. Brüssel wäre von Calais aus einen Tick näher gewesen, aber der Flughafen war kleiner, und es gab weniger Flüge nach Irland. Im Terminal warteten sie schweigend in der Schlange und checkten als Michael Brennan, staatlich geprüfter Vermesser, und dessen Kollege Patrick O'Leary für den Flug um 8.45 Uhr mit Aer Lingus nach Dublin ein. Besondere Sicherheitsmaßnahmen fielen ihnen nicht auf.

In Dublin wurden sie von einem Fahrer abgeholt. Auf der Autobahn ging es nach Norden. Bei Dundalk, wo Bridget O'Neill ihren Mann mit den Koffern erwartete, fuhren sie ab. John Boy stieg aus, Bridget ein, und die Fahrt ging weiter nach Belfast. Dort würden sie Weihnachten mit Francis' Eltern verbringen, in dem kleinen Reihenhaus in einer Seitenstraße der Falls Road, in dem er aufgewachsen war.

Um halb zwölf kamen sie dort an, sodass Francis noch Zeit für eine Tasse Tee mit seiner alten Ma blieb, bevor er, den Nachbarn seiner Eltern freundlich zuwinkend, zu Finnegan's Bar schlenderte. In der Bar zeigte er sich in lautstarker Höchstform, spendierte Leuten Pints, die er seit Jahren nicht gesehen hatte. Die Spitzel, die sich mit Sicherheit in der Bar aufhielten, sollten nicht umhinkommen, seine Anwesenheit zu bemerken. Zweifellos würde er auch den einen oder anderen von ihnen auf ein Bier einladen.

Weihnachten verlief hier völlig anders als zu Hause. Ein dehnbare Begriff war das: Zuhause. Bridgets Zuhause war ja wohl der Ort, an dem Francis und sie die vergangenen acht Jahre gelebt hatten, das kalte, immer leicht feuchte Häuschen außerhalb des Dorfs, mitten im Grün der Border Counties. Wo die Räuber hausten, wie es hieß. Doch da ihr Mann eine Art Räuberhauptmann war, hatte sie wohl Glück. Für Bridget allerdings bedeutete Zuhause – wie, so nahm sie an, für viele Frauen ihres Alters, die im Leben weder Frieden noch Zufriedenheit gefunden hatten – immer noch ihr Elternhaus, obgleich sie sich auch dort oft eingesperrt gefühlt hatte.

Als Bridget noch klein gewesen war, hatte ihre Mutter vormittags immer das Weihnachtsessen zubereitet, während ihr Vater teilnahmslos auf seinem Sessel vor dem Fernseher saß: Prominente, die in knalligen Pullovern Kinderkliniken besuchten, und Trickfilm-Wiederholungen. Bridget und ihre Schwester durften ihre Geschenke auspacken, dann mussten sie das Papier ordentlich entsorgen und ihrer Mutter beim Gemüseschälen helfen. Um halb zwölf ging der Vater ins Pub, das es im Ort damals noch gab, und Bridget wartete mit Mutter und Schwester darauf, dass die Großeltern mütterlicherseits von der anderen Seite des Dorfs herüberkamen; er mit leuchtenden Augen und einem Lächeln, dass ihre Mutter immer für etwas idiotisch hielt,

sie allzeit bereit, an allem herumzumäkeln. Manchmal kam auch Bridgets Tante aus dem Süden zu Besuch, mit ihrem schweigsamen Mann, den zwei Söhnen – einer in Bridgets Alter, der andere zwei Jahre jünger – und allerlei Geschichten vom süßen Leben in Arklow. Zu einem Gegenbesuch in deren geräumigem Einfamilienhaus kam es nie.

Das Leben war so anders gewesen, damals, es ließ sich fast nicht mehr erinnern, dabei ging es bloß um die späten Sechziger, kurz vor diesen finsternen Zeiten, die offenbar nie enden wollten. South Armagh hatte fernab allen Trubels gelegen, vom Leben bloß gestreift, noch nicht belagert. Und das war nicht etwa bloß die Verklärung einer Kindheit, die es so nie gegeben hatte. Die Gegenwart war ein erbitterter Kampf, ringsum belauert von unsichtbaren Augen.

Irgendwann kehrte ihr Vater damals dann immer aus dem Pub zurück, war weniger streitlustig als sonst und zeigte sich von seiner besten Seite, und man ging zum Ritual eines feierlichen, stillen Mahles über. Waren die Gäste fort und der Abwasch erledigt, sah man gemeinsam fern.

Aus diesen Erinnerungen wurde Bridget von ihrer Schwiegermutter gerissen, die im Wohnzimmer Hof hielt, Cola-Rum trank und theatralisch wie ein Filmstar an ihrer Zigarette zog.

«Ich schwöre, ich trink euch Mannsbilder alle unter den Tisch», grölte Marie O’Neill und fuchtelte mit dem Finger.

«Ja doch, sicher», erwiderte ein Nachbar, dessen Namen Bridget nicht wusste. «Mit dir legt sich keiner an, Marie.» Er lachte, fast ein wenig boshaft.

«Du kannst mich mal, Desmond», schnappte sie und rutschte von der Sofalehne fast auf den Schoß von Norman aus Haus Nummer sechs.

«Liebend gern», johlte Desmond zurück, «jederzeit.»

«Im Leben nicht. Keine Chance. ‹Wärst du auf der Welt der einz’ge Mann und ich die einz’ge Frau ...›», trällerte

sie, «dann würd ich mir 'n Strick nehmen!» Sie lachte schallend.

Die ersten Weihnachten mit den O'Neills hatten Bridget einigermaßen geschockt. Mit den Jahren hatte das ein wenig nachgelassen. Übrig blieb blankes Unbehagen, das man ihr bestimmt deutlich ansah, egal, wie sehr sie lächelte. Und doch schien niemand etwas aufzufallen. Gut möglich, dass sie viel zu beschäftigt damit waren zu trinken, zu johlen, zu singen, einander zu begrapschen und zu streiten, um Bridgets nervöse Blicke zu bemerken. Oder sie war eine bessere Schauspielerin, als sie glaubte.

Wo ihr Schwiegervater steckte, konnte Bridget sich schon denken: die Straße runter, bei den Shaughnessys. Der Blick, den er mit Pauline Shaughnessy gewechselt hatte, kurz bevor diese aufgebrochen war, war Bridget nicht entgangen. Marie hatte ihn ganz sicher auch bemerkt, genau wie sie heute Vormittag bemerkt hatte, dass Sean ihr, Bridget, auf der dunklen Treppe an die Brust grapschte und sie ihn stumm abwehrte. Kurz hatte sie daran gedacht, Francis davon zu erzählen, doch der fände nur wieder eine Ausrede, um seinem Vater nicht die Stirn bieten zu müssen. «Ist doch nur Alberei zu Weihnachten, Bridget. Entspann dich.» So viel zu ihrem tapferen fenischen Krieger.

Bridget bemerkte, wie Liam ihre Bemühungen beobachtete, auf ihrem Hocker ganz im Eck des kleinen Zimmers voller Menschen nicht gar so unsicher zu wirken. Bei ihrer ersten Begegnung mit der Familie war Francis' kleiner Bruder noch ein Kind gewesen. Inzwischen war er ein charmanter junger Mann, auch wenn Francis meinte, er gebe sich mit den falschen Leuten ab und habe daher Ärger mit den Jungs. Liam war ein Beobachter, und Bridget fühlte sich ihm merkwürdig verbunden. Sie erwiderte seinen Blick mit scheuem Lächeln, woraufhin er sich derart unbeeindruckt abwandte, dass sie nicht einmal mehr sicher war, ob er sie wirklich angesehen hatte.

Wie jeder wusste, war Liam das schwarze Schaf der Familie und die Schande der ganzen Straße. Mit seinen großen Brüdern hatte er nichts gemein, er war keiner von den Jungs, sondern bloß ein gewöhnlicher Krimineller. Kaum jemand verbarg seine Geringschätzung oder die Sorge, er könnte einem jederzeit einen Fünfer aus der Tasche stibitzen. Doch Bridget mochte ihn.

Die O'Neills hatten Truthahn und Plumpudding schon am Vorabend gegessen und hinterher die Mitternachtsmette in St. Ethelburga's besucht. Bevor sie dorthin aufgebrochen waren, hatten sie aus den Fernsehnachrichten erfahren, dass Private Singh, der am Vormittag in Calais von der IRA niedergeschossen worden war, nicht tot war, sondern an eine Herz-Lungen-Maschine angeschlossen im Koma lag. Die Berichte waren unklar. Möglich, dass man ihn in ein Militärkrankenhaus nach England verlegte, sobald sein Zustand stabil wäre, möglich, dass er dauerhaft im Wachkoma blieb. Sean O'Neill hatte Francis von der Seite angegrinst, doch der hatte bloß leicht gelangweilt gewirkt. Gesehen hatte niemand.

Bald nach den von Marie als «nicht schlecht» befundenen Mince-Pies hatte Bridget gesehen, wie Liam eine dünne Jacke überzog und mit verstohlenem Blick über die Schulter aus der Tür schlüpfte wie ein unartiger Hund, der sich vor Strafe fürchtete. Nun bereitete er seinen nächsten heimlichen Aufbruch vor.

Francis saß auf dem Sessel in Gentleman Joes Büro und trank Whisky. Joe lehnte sich hinterm Schreibtisch auf dem Stuhl zurück und betrachtete versonnen sein Glas, die offene Flasche vor sich. Kenny, Joes Geldeintreiber, stand an der Tür.

«Scheiß Weihnachten», sagte Kenny.

«Danke, ebenfalls frohe Feiertage, Kenny», erwiderte Joe. «Entspann dich. Wir brauchen alle mal eine Pause. Und

es ist ein Höhepunkt des Kirchenjahres, nicht wahr, Francis?»

«Glaub schon», sagte Francis.

«Du glaubst schon», wiederholte Joe nachdenklich. «Na, ich glaube, ich glaube das auch.»

Zwei Jahre war es her, dass die Prods - die Protestanten - Joe Geraghty erwischte hatten. Auf dem Rückweg von einem Altenheim bei Dunmurry, in dem ein ehemaliger Freiwilliger aus den Vierzigern seinen Lebensabend zubrachte, war sein Auto in einen Hinterhalt geraten. Wenn Kenny was getrunken hatte, erzählte er davon oft lebhaft, doch zugleich professionell abgeklärt. Er hatte am Steuer gesessen, Colm Hawley auf dem Beifahrersitz. Colm war einer der Vordenker der Bewegung gewesen, sechsfacher Vater und Fürsprecher einer politischen Lösung, da der bewaffnete Kampf seiner Ansicht nach in eine Sackgasse führte. Abgesehen hatten es die Prods allerdings auf Joe, den dicken Fisch, und sie waren offenbar bestens informiert. Gut bewaffnet lagen sie im Hinterhalt, ein gestohlener Lastwagen blockierte die Straße. Kenny riss das Auto rutschend herum, sodass es zurück zur M1 zeigte, und schrie Joe an, er solle in Deckung gehen. Die Kugeln zerbarsten die Heckscheibe und blieben in den Vordersitzen stecken. Kenny war getroffen worden und blutete stark, behielt aber gerade noch die Kontrolle über das Fahrzeug und fuhr weiter. Colm war in sich zusammengesunken - tot.

Francis hatte zu den Männern gehört, die ausgesandt worden waren, um Rache an den beiden von Joes Sicherheitsteam identifizierten Schützen zu üben. Reine Routine, sobald sie wussten, wo die Drecksäcke ihr Bier tranken. Francis sollte draußen Schmiere stehen, während Mikey Sullivan und Peter Boyle sie kaltmachten. Ein zweites Team wurde ausgeschickt, um den Spitzel zu schnappen, der den Bullen von der Royal Ulster Constabulary von Joes Plänen erzählt hatte. Der Kerl endete in einem Straßengraben

bei Newtonards. Die Nachricht überbrachte man Kenny ans Krankenhausbett, als kleinen Trost. Gott weiß, was Colms Frau davon hielt. Der Spitzel war nur allzu gern bereit gewesen, die Namen seiner Kontaktleute bei der RUC preiszugeben, die nun in Joes schwarzem Büchlein standen.

Seit damals galten Joe und Kenny als unzertrennliches Paar. Kenny war der Nörgler in der Beziehung.

«Weihnachten konnte ich noch nie leiden», sagte er.

«Was quatschst du da schon wieder für einen Unsinn?», sagte Joe. «Genug jetzt. Hast du nichts Besseres zu tun, als dich zu beklagen? Geh und mach dich irgendwo nützlich. Francis und ich haben was zu besprechen.»

«Ja, Boss», sagte Kenny und blickte in sein Glas, als berechnete er, mit wie vielen Schlucken er es leeren könnte.

«Wenn du so weitermachst, feiert man dich irgendwann als Helden», wandte Joe sich an Francis. «Ein Prinz bist du ja heute schon.»

«War nur ein Job», erwiderte Francis. «Sonst nichts.»

«Aber du bist gut darin. Warte mal ... Kenny, machst du bitte die Tür hinter dir zu?»

«Ja, Boss», gehorchte Kenny.

«Also, Francis. Der Soldat ist noch am Leben.»

«Tut mir leid, Joe. Ich dachte, er sei erledigt.»

«Nein, nein, keine Sorge. Wie hättest du das wissen sollen? Fast besser so. Jetzt bleibt er mindestens ein paar Tage in den Schlagzeilen. Schafft er's, schafft er's nicht? Ziehen sie den Stecker? Nein, nein. Könnten gar nicht zufriedener sein, die Jungs und ich. Ich soll dir in aller Form gratulieren. Kommt von oben. Von ganz oben. Du wirst noch mehr Arbeit bekommen, so viel ist klar.»

«Danke, Joe. Das bedeutet mir viel. Aber sag mal ...»

«Was gibt's?»

«Ich hab mich gefragt ...»

«Ja?»

«Ich müsste mal ein bisschen raus. Bloß zwei Wochen.»

«Hm, ja. Ging dir nahe, was? Verstehe ich.»

«Nein, das nicht. Aber ... Ich bin zu einer Hochzeit eingeladen.»

«Ach so. Und?»

«Tony Simons und Cheryl Maguire. Früher hatte ich mit denen viel zu tun.»

«Ja, da klingelt was. Leben die nicht irgendwo im Ausland?»

«Genau.»

«Verstehe. Amerika, hm?»

«Nein. Singapur.»

«Ah ja. Und sie wollen den Bund fürs Leben nicht zu Hause schließen?»

«Nein, Joe.»

«Soso.»

«Jedenfalls dachte ich ...»

Joe Geraghty schüttelte den Kopf. «Schwierig, schwierig, Francis. Wirklich heikel. Du weißt ja, was ich allen Freiwilligen immer sage, besonders so wichtigen wie dir. Ihr müsst euch von jedem Verdacht reinhalten. Dürft keinem der Jungs einen Grund geben, an euch zu zweifeln. Der Kampf -»

«Ich weiß, Joe. Der Kampf hat Vorrang. Aber ich hab mich gefragt ...»

«Ob ich ein Auge zudrücken könnte. Knifflig. Wenigstens willst du nicht nach Amerika. Das käme auf keinen Fall in Frage. Aber trotzdem ...»

«Ich werde nicht betteln, Joe.»

«Das würde dir auch nichts nützen. Lass mich nachdenken.» Er blickte von seinem Glas zur Flasche und entschied sich dagegen, etwas nachzuschenken. «Pass auf, Francis, wir machen das so. Mir wäre es lieber, du würdest einfach hierbleiben. Aber das wirst du nicht, stimmt's?»

«Nein.»

«Gut. Dann bleibt das unter uns, ja? Die Entscheidung liegt bei mir, aber ich müsste es melden. Und wir wissen beide, was dann los wäre. Das Exempel ist das Problem. Wenn bekannt wird, dass ich dich weglasse, was ist dann mit dem Nächsten, der fragt?»

«Ist klar, Joe.»

«Dann behalten wir's also für uns. Nicht mal Kenny.»

«Geht in Ordnung.»

«Ich decke dich. Wenn ich was höre, sage ich, du seist in meinem Auftrag unterwegs.» Er blickte nachdenklich drein. «Muss ich mir eben irgendeine Räuberpistole aus den Fingern saugen. Aber das lass mal meine Sorge sein. Wie klingt das?»

«Großartig, Joe. Danke.»

«Sag nicht, ich sei nicht großzünftig, Francis O'Neill.»

«Würde ich nie.»

«Natürlich nicht. Geld brauchst du keins?»

«Bisschen mehr schadet nie. Aber es reicht. Den Flugpreis kratze ich schon irgendwie zusammen.»

«Ich sehe mal, ob ich für den letzten Job ein bisschen was extra für dich aufreiben kann. Ich kümmere mich schließlich um meine Jungs, oder nicht?»

Über fünfzehn Jahre war es nun her, dass Francis' Vater ihn im Club stolz dem großen Gentleman Joe Geraghty vorgestellt hatte. Francis, der damals noch ein Teenager gewesen war, erinnerte sich an jenen Tag - und die folgende Rekrutierung - lebhaft und mit Schaudern.

«Doch, Joe.»

«Gut, dann sei diskret. Sag niemandem, wann du gehst und wiederkommst. Niemandem, hörst du? Die Leute haben dich im Auge, denk dran, und nicht bloß unsere. Ich will nicht zu umständlichen Erklärungen gezwungen sein, falls dich unterwegs jemand sieht. Verstanden?»

1990

2

Was war er also, dieser Ort, aus dem sie stammte? Im Großen gesehen? Was zählte dieses schlichte Häufchen Wohnhäuser inmitten des Nebels und üppigen Grüns des äußersten Südens des Nordens? Nicht viel, fand Bridget.

Derlei Gedanken waren ihr eigentlich fremd. Man hatte sie dazu erzogen, vernünftig zu sein, und das war sie – meistens – auch. Etwas war abgebrochen, und dieses Gefühl, nicht ganz bei sich zu sein, hatte etwas in ihr freigesetzt. Oder eher aufgewirbelt. Sie war auf ihrem Sitz gefangen, eingezwängt zwischen Francis, der sich im Schlaf breit machte, und der kalten Kunststoffauskleidung des Flugzeugs. Sonderbarerweise erschien ihr der Lärm gleichzeitig verstärkt und gedämpft: Das gleichmäßige Dröhnen der Triebwerke und der Luftstrom der Gebläse rissen sie aus ihren gewohnten Gedanken und führten ihren Geist auf unerforschten Kurs. Das war der Grund. Der aussichtslose Versuch, bei so viel Lärm und Unbequemlichkeit zu schlafen, und all die hustenden, schnarchenden und stöhnenden Menschen trugen ihr Übriges dazu bei, sie zu verwirren.

Nicht viel, dachte sie noch einmal. Nicht mehr als sie selbst: unscheinbar und unbedeutend, im Großen gesehen. Noch unbedeutender als je zuvor, in letzter Zeit.

Sie war aufgewachsen in dem Dorf. Ihre Großeltern väterlicherseits hatten in der Gegend gelebt, die heute der Norden war, die Eltern ihrer Mutter hatten ein Häuschen an der Landstraße nach Dundalk besessen. Ihr Vater hatte in der Gießerei gearbeitet und sich vom Leben nichts weiter erhofft als Ruhe und Frieden.

In Bridgets Jugend gab es in Carrickcloghan ein Pub, eine Fleischerei, einen Bäcker, einen kleinen Lebensmittelladen und das von Mr. Kennedy geführte Postamt, wo sie nach ihrem Schulabschluss zu arbeiten anfang. Mr. Kennedys Vater hatte das Lädchen eröffnet und darin Zeitungen

und Schreibwaren verkauft. Die Post kam erst später dazu, nach dem Krieg. Mr. Kennedy erzählte, sein Vater sei so stolz gewesen, dass er voll Optimismus einen Tresor gekauft habe. Als dieser 1951 aus London angeliefert worden war, hatte das im Dorf für allerhand Aufsehen gesorgt, wie ihre Eltern ihr erzählten, als sie die Stelle antrat.

Sie war immer gern in die Schule gegangen und stets gut in Sprachen und Literatur gewesen. An der Queen's University in Belfast hatte sie sich für ein Englischstudium beworben. Das Lesen war ihr ein Hochgenuss, von Agatha Christie bis hin zu dem, was sie als «Literatur» ansah. Sie las sich durch den ganzen Shakespeare – obwohl sie später mehr Gefallen an Marlowe fand –, verschlang Austen, die Brontë-Schwester und Dickens, entdeckte schließlich die Lyrik des frühen zwanzigsten Jahrhunderts: die Kriegsdichter, Pound, Eliot und, ihr der liebste von allen, Yeats.

Ihre Bewerbung war erfolgreich und sie selbst gleichzeitig vorfreudig und ängstlich. Den ganzen Sommer über las sie und zerbrach sich den Kopf darüber, welche Anziesachen und sonstigen Habseligkeiten sie mit nach Belfast würde nehmen müssen. Dann zog ihre zwei Jahre ältere Schwester nach Cork, um in einer Bank zu arbeiten, und ihre Mutter überzeugte sie, die Universität noch ein, zwei Jahre aufzuschieben. Heute kam ihr das furchtbar weit weg vor, diese Sehnsucht nach Kultur. Freilich las sie immer noch und fand darin ihren Trost, wengleich sie vom Büchermobil abhängig war und genauso oft billige Schnulzen las wie das, was sie als «richtige Bücher» bezeichnete. Doch jetzt war das nur noch eine resignierte Flucht, ohne den einstigen verheißungsvollen Kitzel.

In jenen Tagen waren ihr die Arbeit und die Bücher fast genug gewesen. Bis Francis O'Neill auftauchte jedenfalls.

Als Postangestellter war Bridget einer der beiden Schlüssel des übergroßen Tresors anvertraut worden, jenes Zeugnisses des erfolglosen Strebens des älteren Mr.

Kennedy – wonach er eigentlich gestrebt hatte, war Bridget schleierhaft –, und sie verwaltete das Bargeld, die Briefmarken und die Urkunden, die darin verloren in der Ecke lagen. Den Schlüssel trug Bridget stets wie ein Heiligtum um den Hals, bis sie ihn abends in ihre Nachttischschublade legte. Im Gegensatz zu den meisten anderen Postämtern der Gegend war ihres niemals überfallen worden, was Bridget dem Einfluss von Francis zuschrieb. Nicht einmal nach ihrer Heirat hatte Mr. Kennedy den Schlüssel zurückverlangt, trotz seiner eindeutigen Ablehnung von allem, wofür ihr Gatte stand.

Das Postamt machte so urplötzlich zu, dass Bridget am Samstag aus einem Brief erfuhr, sie müsse Montag nicht zur Arbeit kommen. Beigelegt war ein Scheck über den ausstehenden Lohn, einschließlich eines kleinen Bonus. Als sie die Schlüssel abgeben wollte, war Mr. Kennedy schon fort. Sie schloss auf, doch es war nichts mehr da außer dem gewaltigen Tresor, der den Packern wohl zu sperrig gewesen war. Der zweite Schlüssel steckte noch in der schweren Tür, die Bridget ganz automatisch verschloss. Beide Schlüssel besaß sie noch heute. Irgendwann hatte sie bemerkt, dass Francis ab und an einen davon mopste, um zu tun, was immer er tat.

Glückliche Zeiten waren das gewesen, als sie für Mr. Kennedy gearbeitet hatte. Oder? War sie wirklich jemals glücklich gewesen? Später erfuhr sie, dass Mr. Kennedy einen Schlaganfall erlitten und die Polizei den Leuten von der Post geholfen hatte, den Laden auszuräumen.

Ein paar Jahre später war alles fort, auch die anderen Läden und das Pub. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, die Fassaden zu renovieren oder die Räumlichkeiten zu entrümpeln. Bäckerei und Fleischerei lagen einander an dem schmalen Dorfsträßchen fast gegenüber, und in den Schau Fenstern sah man immer noch die Körbe und Deko-Podeste von vor sieben Jahren, als beide am selben Tag schlie-

ßen mussten. Immerhin war das Fenster des Lebensmittel Ladens, gleich hinter der Kurve in der Ortsmitte, zugenagelt worden. Auch die Fassade des Pubs war vernagelt; das alte Schild hatten ein paar Jungs bereits vor Jahren aus Längeweile abgerissen. Mr. Kennedys Postamt stand noch am selben Ort wie immer – angeblich lag auch er noch im selben Pflegeheim, doch soweit Bridget wusste, mochte er ebenso gut schon tot sein. Das stolze Schild, cremefarbene Schrift auf rotem Grund, war ausgebleicht, das Logo längst veraltet. Heute noch wusste sie genau, wie es war, dort morgens um acht Uhr anzukommen, hellwach und voller Tatendrang. Viel war es nicht gewesen, aber immerhin etwas.

Die kleine Bücherei, der sie den Großteil ihres Lesestoffs verdankte, schloss bald darauf. Von da an hing sie von dem Kleinbus ab, der alle drei Wochen aus Newry kam und – wenn Mrs. Bryce am Steuer saß – kurz vor ihrem Haus hielt, ehe er zum Dorfplatz weiterfuhr.

Niemand war je auf die Idee gekommen, einen der Läden zu kaufen, und so erging es auch den Reihenhäuschen, als ihre Bewohner alt wurden und verschieden. Carrickcloghan selbst lag größtenteils im Sterben; diskutieren ließ sich höchstens darüber, wer daran Schuld hatte. Die meisten Einheimischen waren – angestachelt von den Gemeinderäten – überzeugt, die Besatzer legten es bewusst darauf an, die Border Counties auszuhungern. Bridget bezweifelte sogar, dass Carrickcloghan profitiert hätte, wenn die Briten freundlicher gesinnt gewesen wären, doch von Westminster aus war das Dorf bestimmt ohnehin ganz unsichtbar.

Über allem hatten wie ein boshafter Kriegsgott die «Troubles» gedrückt. All dies wurde zur Normalität, während sie aufwuchs: eine Bombe im Polizeirevier von Newry, ein Hinterhalt in Forkhill, der Junge von der Zapfsäule in Silverbridge erschossen, Soldaten und Polizisten, die in voller Kampfausrüstung durchs Dorf stiefelten und einem mit Gewehren vor dem Gesicht herumfuchtelten, die Hub-

schrauber, die Checkpoints, die überall plötzlich auftauchten, schließlich die Wachtürme. Weder in *Der Kampf um die Insel* noch bei den *Fünf Freunden* waren die je vorgekommen, und auch später nicht in *Stolz und Vorurteil*, aber Romane waren schließlich auch bloß ausgedacht, nicht wahr? Das wahre Leben war sinnlos, nichts als Furcht, das ständige Gefühl, von allen Seiten belauert zu werden, und schließlich der Tod.

Nichts war er, der Ort, an dem sie lebte. Und nun war sie hier, Tausende Meter über dem Ozean.

Sie erinnerte sich, wie Francis zum ersten Mal im Dorf aufgetaucht war. Er hatte an einer Mauer neben dem Pub gelehnt, geraucht und sie angegrinst. Ganz anders als die Kerle aus dem Dorf. Man sah ihm sofort an, dass er aus der Stadt kam, die Frage war nur: Dublin oder Belfast? Die Antwort lag auf der Hand, sobald er den Mund aufmachte.

«Schönen Nachmittag wünsch ich», hatte er gesagt und dabei noch breiter gegrinst.

Sie sah ihn an.

Er blickte sich um, wie um sich zu vergewissern, dass sie nicht etwas hinter ihm ansah. «Entschuldigung», sagte er dann, «war ich zu aufdringlich?»

Sie machte große Augen. «Oh. Äh. Nein, ich ...»

«Täte mir furchtbar leid. Ich bin neu hier. Aufdringlich wollte ich nicht sein. Nicht bei einer wie dir.» Das Grinsen wurde verbindlicher. «Ich könnte jemanden brauchen, der mich ein bisschen rumführt. Bist du von hier?»

Und so nahmen die Dinge ihren Lauf.

Francis O'Neill sah sich nicht als bösen Mann. Ganz und gar nicht. Angst konnte er den Leuten schon einjagen, das wusste er, egal, ob dem Nachbarskind oder dem Kerl, der neben ihm an der Theke stand. Ein kurzer Blick, ein schroffes Wort, eine plötzliche Bewegung, mehr brauchte er gewöhnlich nicht. Sein Ruf spielte dabei die größte Rolle, und

den brachte seine Arbeit eben mit sich. Angst war in seiner Währung das Kleingeld, Tod und Gewalt waren die großen Scheine. Er war gut darin, Menschen auf verschiedenste Weise weh zu tun. Er kannte die richtigen Kniffe und hatte die nötigen Nerven. Besonderes Vergnügen bereitete ihm das nicht. Er tat es um der Sache willen, und das erklärte und entschuldigte alles.

Doch hier, in zehntausend Metern Höhe, war er ein Niemand, und das fühlte sich gut an. Außer seiner neben ihm immer wieder wegdösenden Alten wusste niemand, wer er war. Sicher, er konnte der Flugbegleiterin mit einem Knurren oder einem giftigen Blick ordentlich Beine machen, aber sonst war er ein Passagier wie jeder andere. Flugbegleiterin ... Eine verdammte Stewardess war sie, sonst nichts.

Der Landeanflug wurde angekündigt. Francis stupste Bridget in die Seite, und die sah ihn kurz erschrocken an, bis ihr wieder einfiel, wo sie waren. Sie sammelte sich, nahm die zerquetschten Bierdosen von seinem Klapptischchen auf ihren Schoß und wartete auf die Mülltüte. Er betrachtete die Stewardess, die ihm ein fades Lächeln schenkte, genauso aufgemalt wie die Schminke auf dem faden Gesicht auf dem faden Kopf mit den adrett verschnürten blonden Strähnchen. Sie weiß, was ich denke, dachte er. Ist froh, wenn wir am Boden sind. Wenn sie die Füße hochlegen, sich entspannen und diesen unangenehmen Kerl aus Reihe 47 vergessen kann.

Endlich landete das Flugzeug rumpelnd auf dem Flughafen Changi. Gleich nebenan war im Zweiten Weltkrieg das Kriegsgefangenenlager gewesen, wo Francis' für die Engländer kämpfender Großvater 1944 sein Leben gelassen hatte. Die Geschichte war zu einem Familienmythos geworden: der Vater seiner Mutter, einstmals Waffenschieber für die IRA, der 1941 zu jedermanns Verblüffung freiwillig zur britischen Armee ging; seine Stationierung im Fernen

Osten; seine Gefangennahme durch die Japaner; der langsame Tod durch Hunger und Typhus, von dem seine Mitgefangenen berichtet hatten. «Was für ein Idiot», sinnierte Sean O'Neill oft traurig. «Dachte, er muss seinen Prinzipien treu bleiben und gegen die Faschisten kämpfen, dabei war er nur der Hanswurst für die Engländer. Sollte uns eine Lehre sein.» In der Familie schämte man sich seiner. Erst ein Blick auf den Reiseplan hatte Francis klargemacht, dass sie hier landen würden, so dicht an dem Ort, wo sein Großvater sein Ende gefunden hatte.

Als man sie endlich von ihren Plätzen ließ, fiel Francis zuerst die stickige, nach Moschus riechende Hitze auf, die stehende Luft in der grau verhangenen Morgendämmerung. Fast war ihm das zu viel. Er sollte dieses Abenteuer genießen; seit Wochen hatte er sich wie ein Kind darauf gefreut. Doch gegen Aufregung war er immun, und die Last der Heimat drückte auch hier noch. Dann, im Terminal, war es der Lärm, die Geschäftigkeit all dieser hektischen Menschen. Ihr Heimatdorf, ja sogar das unruhige Belfast, wo er hin und wieder zu tun hatte, wirkten im Vergleich zu dieser grellen Raserei wie Zeitlupe und Schwarzweiß.

Sie nahmen ihr Gepäck vom Band und schleppten es durch die Passkontrolle. Von da an war alles geregelt, vom Transfer zum Hotel bis zu Speis und Trank während der Hochzeitsfeierlichkeiten. «Ihr braucht nur Taschengeld», hatte Cheryl Bridget bei jenem gackernden Telefonat vor zwei Monaten mitgeteilt. «Für alles andere ist gesorgt.»

Inmitten des Gedränges kleinwüchsiger Männer mit Pappschildern entdeckte Francis eines, auf dem in fetten Blockbuchstaben «O'NEILL» geschrieben stand. So viel zum Thema Anonymität.

Cheryl war Bridgets beste Freundin auf der Mittelschule gewesen. Als Teenager hatten die beiden bereits ständig Tony im Schlepptau gehabt, der Cheryl anschnarchte. Die drei waren unzertrennlich, rauchten heimlich in den

Feldern hinter der Schule oder stibitzten den Sherry von Cheryls Mutter – das zumindest hatte Bridget Francis immer wieder gern erzählt. Sie malten sich zukünftige Leben voll sonniger Colleegetage, erfolgreicher Karrieren und mit eigenen Familien aus. Alles war denkbar, solange es sie nur aus Carrickcloghan wegbrachte.

Dann war Francis erschienen und hatte Bridgets Leben im Handumdrehen auf den Kopf gestellt. Er eröffnete ihr eine andere Zukunft, und das wusste er: den Kitzel, den der Junge aus der großen Stadt versprach, mit seinem «Beruf», von dem jeder wusste. Er war eine romantische Figur, auf düstere Weise attraktiv und mit einem schelmischen Lächeln, das er Bridget gegenüber ganz bewusst einsetzte. Natürlich verbrachten die vier bald viel Zeit miteinander, wobei Tony und Francis gute Freunde wurden. Die beiden Paare betranken sich auf Partys und verzogen sich getrennt in dunkle Ecken, um zu fummeln.

Doch ehe Bridget und Francis sich's versahen – mit sich selbst beschäftigt, wie sie waren –, waren Cheryl und Tony auf der Uni, und nichts war mehr wie vorher. Kamen die beiden in den Ferien nach Hause, sprachen sie bloß noch vom Studentenleben. Sie hatten immer noch dieselben Träume, doch die von Francis und Bridget waren andere geworden. Ihre Freundschaft zerstörte das zwar nicht, doch tat sich zwischen ihnen eine Kluft auf, die seither stetig wuchs. Heute unterhielten sich die vier bei Cheryls gelegentlichen Heimatbesuchen über diese Kluft hinweg und fanden nur noch kleine Spuren der Verbindung, die sie einst für untrennbar gehalten hatten.

Cheryl und Tony traten in London Stellen als Finanzdienstleister an – was immer das auch sein sollte – und gingen später für dieselben Makler nach Singapur. Francis hatte keinen Schimmer, was die beiden wohl tun mochten, das wichtig genug war, um ihre atemberaubenden Gehälter zu rechtfertigen, beneidete sie jedoch weder um ihr

Geld noch ihre Lebensweise. Über die Jahre hatten die Distanz und seine eigene Tätigkeit die Kluft zwischen ihnen so verbreitert, dass er sie bis kürzlich für ganz unüberbrückbar gehalten hätte. Als die Hochzeitseinladung eingetroffen war, hatte er die Sache trotz Bridgets wie üblich wortkarger Begeisterung sofort verworfen. Sie hatten kein Geld, die RA würde ihn nicht gehen lassen, und überhaupt, wieso sollte er um die halbe Welt in dieses verschwitzte Rattenloch reisen, nur um mitanzusehen, wie Tony und Cheryl, die Irland des Geldes wegen den Rücken gekehrt hatten, sich das Ja-Wort gaben? Dann aber kam er ins Grübeln: Er war so müde, so aufgerieben. Der Blick der Blondinen auf dem Parkplatz in Calais hatte ihm zugesetzt, und das hätte er nicht dürfen. Also hatte er beschlossen zu fahren, hatte Joe überredet, auch wenn er bezüglich der Gründe nicht ganz aufrichtig gewesen war. Joe musste seine tiefe Erschöpfung wohl bemerkt und ganz bewusst entschieden haben, ihm diese Pause von sich selbst zu gönnen. Francis hatte geglaubt, er brauche sie. Jetzt war er sich da nicht mehr so sicher.

Der kleine Chinese begrüßte sie mit angedeuteter Verbeugung und einem «Willkommen in Singapur» in gebrochenem Englisch. Wortlos führte er sie durch die Menge, bestand darauf, ihr Gepäck zu tragen. Ohne seinen Koffer als Anker kam Francis leicht ins Schwanken. Die Müdigkeit, der Jetlag, die Erkenntnis, nun tatsächlich hier zu sein, die Wirkung der zahllosen in der Dunkelheit getrunkenen Biere, alles verschwor sich gegen ihn. Bridget legte ihm die Hand auf die Schulter, doch er schüttelte sie genervt ab. Erleichtert stieg er ins Auto, wo er, gehüllt in Stille und Lederpolster, zwischen Schlaf und Wachen schwebte, während die Stadt vorüberzog.

Das Zimmer war auf eine für sie unvorstellbare Weise luxuriös. Auf seinen Reisen durch Europa stieg Francis stets in den billigsten Hotels ab, die er nur finden konnte, in steri-

len, neonbeleuchteten Bunkern neben Autobahnen oder *autoroutes* oder in schäbigen, kalten Zimmern über den Kaffeebars der miesesten Viertel. Abgewetzte Laken, klopfende Leitungen und viel zu wenig heißes Wasser. Das hier war etwas völlig anderes: aufgeschüttelte Kissen, strahlend weiße, kuschlige Satinbettwäsche, das Brummen einer gutfunktionierenden Klimaanlage, ein makellostes Marmorbad mit flauschigen, weißen Bademänteln, ein imposanter Fernseher mit Dutzenden Kanälen und ein atemberaubender Ausblick über die Stadt, die aus dem Mief der Nacht erwachte, während die Sonne den Dunst zerriss.

Ein paar Minuten sagte keiner der beiden etwas.

Dann Bridget, beschämt und fassungslos: «Meine Güte, Francis, was ist das für ein Zimmer?»

«Ja», antwortete er bloß und inspizierte die Minibar.

«Ich packe mal deine Sachen aus.»

«Ja», sagte er auch dazu.

Er stellte den Fernseher ein und schaltete auf einen Musiksender. Schwarze Mädchen ließen zu stampfendem Beat die Hüften kreisen. Francis' müden Blick bannten sie jedoch nur kurz. Er bemerkte einen Umschlag auf dem Tisch.

«Was steht drin, Francis?»

«Lass mich doch erst mal lesen!»

Er öffnete den Umschlag. Unter dem maschinengeschriebenen Brief stand in Cheryls Handschrift: «Willkommen in Singapur! Kommt doch heute Abend zum Empfang runter in die Bar. Wir freuen uns wahnsinnig auf Euch! Übrigens ist alles schon bezahlt. Cheryl & Tony x». Der Rest beschrieb den Ablauf der folgenden zwei Tage: den Empfang in der Champagner-Bar am Abend, den Junggesellen- und Junggesellinnenabschied sowie die eigentliche Trauung. Grummelnd legte Francis den Brief weg.

«Ich mach mal die Augen zu», sagte er, zog sich bis auf die Unterhose aus und schlüpfte unter die seidene Tagesdecke.

Sie legte sich einen Moment neben ihn. Er schnarchte vor sich hin, als könnte er kein Wässerchen trüben. Sie war zum Schlafen zu müde, ja fast zu müde zum Denken. So muss sich das Ende der Welt anfühlen, dachte sie. Oder zumindest das Ende des eigenen Lebens. Der Punkt, an dem Weitermachen schlicht zu viel Kraft kostet. Doch auch der Schlaf bot ihr keine Zuflucht.

Man konnte fast zusehen, wie Francis das Bier aus den fettigen Poren dampfte. Bridget blickte ihren Mann mit einer Miene an, die Zärtlichkeit ausdrücken sollte. Tatsächlich empfand sie für ihn fast so etwas wie Zuneigung. Er war ein wichtiger Mann im Dorf. Nicht dass Status ihr etwas bedeutete. Immerhin sorgte er dafür, dass man sie in Ruhe ließ. Alle außer den Frauen der anderen Freiwilligen wichen ihrem Blick aus und huschten rasch davon. Sie war mit Francis O'Neill verbandelt, und das bedeutete Ärger. Die Leute blieben auf Abstand, was ihr dieser Tage nur recht war.

Schamlos war das gewesen, wie er sie grinsend vor den Augen der Nachbarn angesprochen hatte. «Francis mein Name», hatte er gesagt, «Francis O'Neill. Wir sehen uns bestimmt noch öfter.» Erst später hatte er ihr verraten, dass er Auf Der Flucht war. ADF, sagte er und lachte dabei, als ginge es bloß um ein kleines Missverständnis in seiner Heimatstadt. Gelegentlich musste er über die Grenze verschwinden, wenn die RUC oder die Army aufkreuzten. Das geschah aber nicht oft. Sie konnten mit ihren Panzerfahrzeugen und Helmen im Dorf einfallen und nervös mit den Gewehren fuchteln, so viel sie wollten, die Kontrolle hatten sie nicht. Man wusste, wann sie kamen, benahm sich vorbildlich und saß die Sache aus. Bald waren sie wieder verschwunden, und das Leben konnte weitergehen. Mit den Jahren änderte sich das jedoch. Die mobilen Checkpoints hatten ihren Teil dazugetan, und nun schossen überall die

se Wachtürme aus dem Boden. Die Engländer packten fester zu.

Wohin war ihre tiefe Liebe nur verschwunden, so es denn je eine gewesen war? Anfangs war Francis derart hingerissen, dass er sogar den Kampf aufgeben wollte.

«Ich hab meinen Beitrag geleistet, Bridget», sagte er. «Was soll das alles noch? Das führt doch zu nichts. Und jetzt hab ich dich getroffen. Wir könnten eine Familie gründen, wir beide. Diese Scheißkerle haben's leicht, die müssen immer nur Befehle geben. Mir reicht's. Das werd ich denen sagen.»

Francis brachte sie dazu, Dinge zu tun, die sie sich vorher nie getraut hätte. Sie kletterte aus ihrem Fenster und rutschte übers Dach der kleinen Anbauküche hinab, wo seine Arme sie sicher in Empfang nahmen. Er besaß damals einen Ford Transit, in dessen Laderaum er eine Matratze ausgebreitet hatte. Sie fuhren irgendwohin – wohin, das wusste sie nicht und war ihr auch egal –, dann zog sie sich vor seinen Augen aus, sie liebten einander, als würden sie nie mehr damit aufhören, und wachten auf, wenn der Morgen durch die matschverschmierte Windschutzscheibe schien.

Einmal dachte er, er hätte ein Geräusch gehört, von draußen, vor dem Auto. Von irgendwo zog er eine Pistole hervor und legte sich schützend über Bridget. «Bleib einfach liegen und mach keinen Mucks», wies er sie sachlich an. Sie roch seinen Schweiß, spürte seinen Herzschlag, kurz vor dem Tod lebendig wie nie. Doch es war nur ein Tier gewesen, und sie entspannten sich wieder, kicherten unkontrolliert.

Anfangs schlich sie, wenn sie nach diesen Nächten nach Hause kam, auf Zehenspitzen die Treppe hinauf. Später trat sie einfach in die Küche, sagte «Guten Morgen» und forderte ihre Mutter stumm heraus, sich doch zu beschweren. Echter Nervenkitzel. So verwegen, ihren Ungehorsam derart dreist zur Schau zu stellen, war sie noch nie gewesen.

Für Francis O'Neill ließ sie die letzten Gedanken an ein Studium fahren. *Er* war ihr Ausweg aus dem Alltag, nicht verstaubte Bibliotheken oder trockene Seminare. Ein Freiwilliger, der in die Fußstapfen all jener tapferen Kerle der vergangenen Jahrhunderte trat, ein maskierter Rächer, glamourös und charismatisch. Glaubte sie wenigstens. Selbst wenn sein Leben wirklich so aufregend war, sie wusste nichts davon. Er erzählte nur wenig, und sie konnte ihr Leben nicht durch einen anderen leben. Sie saß in dem verwahten Häuschen außerhalb des Dorfs fest, wo Francis ungesehen kommen und gehen konnte, und wartete auf ihn, wenn er unterwegs war, anfangs noch bange, dann gelangweilt resigniert. Sie ertrug seine Launen und – was sie anfangs noch schlimmer fand – wie er sie ignorierte, wenn er vor sich hin brütete. Mit der Zeit sehnte sie sein Desinteresse immer häufiger herbei und schlich wie ein Mäuschen durch die Zimmer, wenn er da war. Doch ganz konnte sie seinen blitzenden Augen und der scharfen Zunge nie entgehen.

Sie hatte sich so auf die Hochzeit gefreut, auf die kleine Feier in Dundalk, damals, 1981. Da war sie zwar bereits schwanger gewesen, doch die Trauung hatten sie schon lange davor geplant. Man sah ihr noch nichts an, und sie hatten keinem etwas erzählt, nicht einmal ihren Eltern, was sich noch als klug herausstellen sollte.

Heute dachte sie an jenen Tag ohne jede Zärtlichkeit zurück. Francis hatte sich redlich bemüht, ihn zu einem besonderen für sie beide zu machen, das musste man ihm lassen. Doch die Umstände waren dagegen gewesen. Mr. und Mrs. O'Neill zeigten sich mehr oder weniger offen feindselig. Liam, damals erst zwölf, gab sich ungeniert gelangweilt und gähnte sich lautstark durch das gemeinsame Mittagessen. Es war, als verleihe er den Gefühlen seiner Eltern eine Stimme, und das Essen war schneller vorbei als geplant. Gäste waren nur wenige gekommen. Francis konnte die

meisten Jungs – den zukünftigen harten Kern ihres Freundeskreises – aufgrund ihres Rufes nicht einladen, und Paddy, sein großer Bruder, den später die Briten erschossen, war ADF; entschädigt wurden sie dafür durch die zahlreich erschienenen Polizisten der Garda, die geradezu schamlos fotografierten, was wiederum Bridgets Eltern gegen den Strich ging. Fast war sie versucht, den Beamten Getränke anzubieten.

Bridgets herausgeputzte Eltern waren fassungslos. Ihre Mutter hatte extra ein neues Kleid und einen Hut gekauft, ihr Vater fühlte sich im Anzug sichtlich unwohl. Marie O’Neill kicherte in ihrem Jeansrock hämisch über den Hut. Seans schmutzige Hosen passten nicht zum Sakko, und seine Krawatte hing locker um den ausgefransten Hemdkragen. Jede Frau, die er zu umarmen versuchte, kam in den Genuss seiner Bierfahne und des kratzigen Dreitagebarts.

Bridgets Mutter hatte sich mehr für sie erhofft. Wenn schon kein Studium, dann immerhin eine gute Partie, jemand mit Perspektive, der sie aus dem Dorf wegbrachte, am besten in ein sorgenfreies Leben irgendwo im friedlichen Süden. Stattdessen sahen sie nun zu, wie Sean und Marie einander ankeiften, während Francis sein Gaunerginsen grinste. Wenigstens ihre Älteste hatte das Richtige getan.

Francis ließ seinen Ausstiegsplänen niemals Taten folgen. Erst erklärte er, er müsse die Sache behutsam angehen. «Muss mit den richtigen Jungs reden», sagte er. «Nichts überstürzen. Vorsichtig sein.» Irgendwann sprach er gar nicht mehr davon und war immer öfter weg.

Als er wieder richtig einstieg, war es, als hätte ihn eine Sucht gepackt. Zu Hause sah man ihn nur selten, und wenn er da war, sprach er monoton und nur das Nötigste. Meistens saß er dann den ganzen Abend im Wohnzimmer und trank mürrisch Bier oder Whisky.

Einmal fragte ihre Mutter, weshalb sie keine Kinder bekamen. Bridget zuckte nur die Achseln.

«Liegt's an ihm oder an dir? Oder weißt du's nicht?»
Neuerliches Achselzucken.

«Also an ihm», sagte die Mutter. «Dachte ich's doch. Immer dasselbe mit diesen herrischen Großmäulern.»

Bridget zuckte ein drittes Mal die Achseln, ihre Mutter funkelte sie an, und das Thema war erledigt.

Das Kind. Das arme, kleine Kind. Darauf lief es immer wieder hinaus. Ihre Mutter hatte ja keine Ahnung, dass es einmal eins gegeben hatte.

Etwa einen Monat nach der Hochzeit war es passiert. Zum Glück war Francis zu Hause gewesen, als sie sich mit Bauchkrämpfen krümmte.

«Was hast du denn, Liebes?», fragte er, obwohl er es vermutlich ahnte.

«Ich weiß nicht», erwiderte sie, obwohl sie es sehr wohl wusste, ohne den geringsten Zweifel.

Francis half ihr nach oben ins Bad. Schon rann ihr Blut über die Schenkel, und sie hatte entsetzliche Angst. Er setzte sie auf die Toilette, zog ihr behutsam den blutigen Schlüpfers aus. Sie spürte das Ziehen, den Blutschwall, den Todeskampf. Ungeachtet dessen, was er war, konnte Francis sein Grauen nicht verbergen. Hilflos blickte er sie an, dann explodierte der Schmerz in ihr erneut, und alles außer ihrem Innersten kam ihr unwirklich und fern vor.

Hinterher ließ er ein Bad ein, prüfte mit dem Ellbogen die Temperatur, entkleidete sie so vorsichtig, als wäre sie aus Glas, trug sie zur Wanne und legte sie hinein. Dann wandte er sich wieder der Toilette zu. Eine halbe Ewigkeit starrte er in die Schüssel, ehe er die Spülung betätigte. Der Wasserstrudel brauste, und das Leben, so, wie es nun war, ging weiter.

[...]